

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Der europäische Krieg [Fortsetzung]
Autor: Bovet, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-764007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

La race blanche s'unira, menacée par l'ennemi commun, par les autres races longtemps assujetties et méprisées, qui ne demandent pas mieux que de profiter des néfastes querelles de famille dans lesquelles l'Angleterre a eu l'imprudence insensée de les entraîner.

L'Europe fera son unité, car elle ne pourra faire autrement. Elle saura employer ce qu'elle possède d'utillement barbare, de jeune et de vigoureux pour la bâtir solidement et détruire ce qu'il y a d'inutillement barbare, d'atavique férocité au sein de ses peuples.

Chers amis et chers ennemis, s'il est permis de s'exprimer ainsi, chers ennemis que je suis loin de mésestimer et que je voudrais bientôt gravement saluer comme amis, préparez-vous à l'unité suprême. Voyez ce travail mystérieux et auguste qui se fait au milieu de convulsions, de hoquets d'angoisse et de cris de douleur. C'est un travail d'enfantement. C'est la gestation douloureuse et mortellement dangereuse d'un superbe avenir. L'enfant qui doit naître, qui naîtra grâce à tous nos efforts, sera l'unité de toute notre race. L'Europe doit enfanter ce prodige ou mourir.

UN BARBARE ALLEMAND

□ □ □

DER EUROPÄISCHE KRIEG

XI.

IM WELSCHLAND

Mittwoch, den 21. Oktober. Auf einem Hügel, dicht am Genfersee, steht das alte Haus umgeben von Garten, Wiesen und Rebland. Der Horizont dehnt sich von der dunklen Kuppe des Salève im Westen, über die Savoyerberge, bis zur weißen Spitze des Oldenhorns im Osten. Auf dem See fliehen die lateinischen, dreieckigen Segel dahin. Die Wellen plätschern am Strande, wo die Pappeln Wache stehen. Das Rebland, das vor kurzem vom Lachen der Winzerinnen ertönte, steigt in purpurner Farbe steil hinan, bis zur Terrasse, wo die letzten Rosen ausduften. Die Steineiche dort und jene Schilfe am Ziehbrunnen, sie flüstern Erinnerungen vom römischen Tiber, an dessen Strand sie die ersten Wurzeln fassten. Die Mandel- und Feigenbäume tragen reife Früchte; auf der Laube, unter dem Bernerdache, häuft sich in den Körben die rot und

gelbe Pracht der Äpfel, Birnen und Quitten. — Und alles zu einem ganzen verbunden, im milden Lichte der herbstlichen Sonne. Auf der Wiese spielt eine Kinderschar. Ich träume bei den Rosen. Morgen ist Abschied.

Jedes Jahr um diese Zeit, wenn das Wintersemester naht, sende ich von dieser Terrasse aus dem sonnigen Waadtland den Abschiedsgruß und ziehe wohlgemut nach Zürich. Warum ist mir heuer so schwer? Warum lockten mich in diesen Tagen die nahe Stadt und dort das liebe Genf so wenig? Warum bliebe ich am liebsten in dieser Oase verborgen? Ja warum ist auch hier alles verschleiert und gedämpft, das Licht, die Farben und der Blumenduft? Die Augen sehen eben trübe, weil auf dem Herzen die Trauer lastet. Die Trauer um die edlen Völker, die im Westen einander morden, und noch mehr die Trauer um das Vaterland. Vom Kriege verschont, macht es doch einen bittern Kampf durch, um so bitterer als die Tragödie sich in den dunklen Tiefen der Herzen abspielt. Es scheint, dass wir einander nicht mehr verstehn, dass sogar in jedem von uns der Instinkt mit der höheren Einsicht ringt. Die von den Jahrhunderten langsam geschaffene, einigende Wirklichkeit ist wie verschwunden; das Auge richtet sich bloß noch auf das Gehässige, und in jedem Wort wird Gift vermutet. Was in uns ist denn vergiftet? und wieso ist das gekommen? — Woher kommt der Wind, der jetzt durch die Bäume zieht? Die Blätter fallen müde zur Erde; bald sind die Äste kahl.

Viele habe ich hier ausgefragt, Gebildete und Ungebildete. Die schlechten Gründe geduldig auf die Seite schiebend, habe ich weiter geforscht, ohne den Zorn über manch dummes Geschwätz aufkommen zu lassen, und bin schließlich überall auf den Hauptgrund gestoßen: was die Welschschweizer überraschte, das war die Ruhe, mit der viele Zeitungen deutscher Sprache die Verletzung der belgischen Neutralität aufnahmen. Die deutschen Sympathien hätte man als etwas Natürliches gelten lassen; an dieser philosophischen „Ruhe“ jedoch ist man irre geworden, da hier ein Recht im Spiele war, von dem unsere eigene Existenz abhängt. Das stille Beipflichten zu der Lehre „Not kennt kein Gebot“ und zu den nachträglichen Rechtfertigungen verursachte in der welschen Schweiz eine wahre Bestürzung. Das muss man wissen. Damit war ein Nährboden geschaffen, auf dem leider auch Dinge ganz anderer Art

blühen konnten: alte Rankünzen, Verdächtigungen, leidenschaftliche Übertreibungen, die in der deutschen Schweiz wiederum ein begreifliches Aufsehen erregten; und so hat man gegenseitig die gehässigen Artikel als Symptome hervorgehoben, widerlegt und verschlimmert, und die ernsteren Stimmen nicht beachtet. — Dort unten, auf dem See, auf der feuchten Ebene ist ein Nebel entstanden; er schleicht heran; schon hat er die kleine Kapelle in Vidy erreicht, wo Davel sein letztes Gebet aussprach, bevor er das Schafott bestieg, als Märtyrer der Freiheit; und jetzt ist auch die Kirche am Friedhof im Nebel verschwunden; die Glocke höre ich noch.

Heute früh erhielt ich ein Gedicht von Adrian von Arx: *Belgien*¹⁾. Die Tat eines Eidgenossen. Und gestern Abend saßen bei mir, bis tief in die Nacht, vor dem Kaminfeuer, welsche Freunde, die fest entschlossen sind, den Hader zu bekämpfen; einen Plan haben wir ausgearbeitet, der in einigen Wochen sich verwirklichen soll²⁾; das wirklich Gute, das im Osten und Westen geschrieben wird, wollen wir im ganzen Volke verbreiten; es soll das Gehässige überfluten. Das schleichende Übel, das uns schon längst bedroht, tritt jetzt an den Tag; die deutliche Gefahr lässt aber auch das Mittel erkennen; die Notwendigkeit, das uns einigende Ideal auszusprechen, ist uns Allen klar. Die Schweizer lernen; sie besinnen sich auf ihre Daseinsberechtigung. — Auf der Ebene wogt der Nebel hin und her; der Hügel bleibt frei; im Westen geht die Sonne unter und beleuchtet noch das Oldenhorn. Durch die Reben kommt der Bauer und sagt: „Die Ernte war recht schlecht; nächstes Jahr wird es besser; das Holz ist ausgereift.“

Was treibt dich nach Zürich? Lass Andere dozieren, und reden, und schreiben! Statt dich den Hieben auszusetzen, bleib doch lieber im stillen Hause, im weiten Garten, so nah am Acker, wo Vater, Mutter, Geschwister und Freunde ruhen. Was zwingt dich weg von hier? — Die Pflicht. — Eine Frauenhand legt sich auf meine Schulter: „Reisen wir wirklich morgen?“ — „Wir reisen“. — „So nehmen wir diese Rosen mit“. — „Die Rosen wollen wir nehmen, und das Licht, und die Liebe, und den Glauben dazu.“

¹⁾ Siehe *Wissen und Leben*, Nummer vom 1. November, Seite 54.

²⁾ Darüber mehr im nächsten Hefte.

XII.

DER REIHE NACH

Im letzten Heft hat Herr Maeder einen Gedanken über Deutschlands nationale Entwicklung¹⁾ ausgeführt, der mich besonders freute. Vor einigen Jahren hatte ich ihn bereits in einem Buche angedeutet und will ihn noch näher begründen, um so mehr als auch der Artikel *Barbares—soit* ihn eigentlich voraussetzt.

Wer die europäischen Nationen in ihrer politischen Eigenart miteinander vergleicht, der geht meistens, unbewusst, von der Annahme aus, diese Nationen seien ungefähr gleich alt; dann erklärt man ihre politische Verschiedenheit als ein Zurückbleiben — oder Vorwärtsschreiten, — das in einem ganz besonderen Geiste seine Ursache hätte. Andere sprechen im Gegenteil von alten und jungen Völkern, und ziehen daraus bestimmte Folgerungen. Nach der einen Auffassung sind die „Zurückgebliebenen“ Barbaren; nach der andern sind die „Alten“ in greisenhafter Auflösung begriffen. — Beide Auffassungen scheinen mir in gleichem Grade irrtümlich zu sein.

Die Völker, auch wenn eine rasche Entwicklung ihre Kräfte stark in Anspruch nimmt, können sich immer wieder verjüngen, und besonders bei den heutigen Verkehrsverhältnissen; die Mittel der physischen und geistigen Verjüngung sind so zahlreich, dem Denkenden so nahe liegend, dass ich dabei gar nicht verweile; die Geschichte zeigt ja mit Beispielen genug, dass das Alter eines Volkes ein sehr relativer Begriff ist. Und ebenso relativ ist die Barbarei; das möchte ich begründen.

Die Entwicklung der Völker zu Nationen ist je nach den geographischen Verhältnissen sehr verschieden. Nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches befand sich Frankreich in besonders günstiger Lage. Und dieser erste Vorsprung gestattete ihm lange, den Vorteil noch zu verzehnfachen, indem es die Konzentration anderer Nationen hinderte. Besonders ungünstig und dabei lehrreich waren dagegen die Verhältnisse für Italien und Deutschland. Von Italien soll ein ander Mal gesagt werden, wie sehr es unter dem stets erneuten Wahn des römischen Reiches und der weltlichen

¹⁾ *Lettre ouverte à Romain Rolland.* Seite 50—51.

Kirchenmacht gelitten hat. Heute soll von Deutschland allein die Rede sein.

Deutschland litt nicht nur unter der Verschiedenheit seiner Stämme und darunter, dass die Bodenbeschaffenheit der Einheit keine klaren Grenzen gab; auch ihm war, jahrhundertelang, das römische Reich ein schlimmer Wahn; es erschöpfte sich in phantastischen Konstruktionen, während Frankreich mit hellem Blicke vorwärts schritt. Dann haben zwei mächtige Staaten, Österreich und Frankreich, die nationale Einheit Deutschlands systematisch hintertrieben; durch „kluge Diplomatie“, gelegentlich auch mit Gewalt. Jedoch die Stunde der Gerechtigkeit, wenn ein Volk sie verdient, rückt immer heran, früh oder spät. 1866 und 1870 waren eine Notwendigkeit, genau wie für Italien die Eroberung von Rom.

Nun war die Einheit da. Die Verspätung hat sich zunächst an denjenigen gerächt, die sie verursacht hatten. Aber auch Deutschland selbst leidet noch darunter, indem es sich einer Selbsttäuschung hingibt: da es auf vielen Gebieten (besonders Wissenschaft, Industrie, Sozialgesetzgebung) in vorderster Reihe steht, merkt es nicht, dass es *politisch* noch bestimmte Etappen durchlaufen muss, die Frankreich und England schon hinter sich haben. Manch ein Deutscher, der diese Zeilen liest, wird mich nicht verstehen, und damit gibt er mir eben Recht. Wie Russland (nach meiner Auffassung) in mancher Beziehung im XIV. Jahrhundert steht, so steht Deutschland, rein politisch, im XVII. Jahrhundert. Vor Jahren habe ich geschrieben: „Im Jahre 1870 endlich zur Nation geworden, holt Deutschland mit Riesenschritten die Verspätung seiner Entwicklung nach. Man wundert sich oft über den Gegensatz, der zwischen dem edelmütigen Traum seiner älteren Dichter und den Brutalitäten seiner heutigen Realpolitik besteht; man wundert sich jedoch mit Unrecht. Dieser Gegensatz, das ist der Unterschied zwischen Lyrik und Epos, zwischen Ideal und Verwirklichung, und die Verwirklichung ist um so ungestümer als sie länger hinausgeschoben wurde. Es gibt da eine Betrunkenheit der Kraft, die sehr verständlich ist, und die die europäischen Notwendigkeiten nach und nach mäßigen werden. *Mutatis mutandis* steht Deutschland, politisch, in seinem XVII. Jahrhundert und Kaiser Wilhelm II erinnert in mehr als einer Beziehung an Ludwig XIV. Die Größe und die Notwendigkeit dieser Etappe muss man anerkennen, wenn man

auch einsieht, dass sie mit dem heutigen Geiste Europas kontrastiert. — In Italien ist die Monarchie so liberal, dass sie an Republik grenzt; in Deutschland beruht sie auf einer so starken Hierarchie, dass sie an Absolutismus grenzt; die deutsche Nation hat sich zum Teil, und notgedrungen, gegen Frankreich gebildet, das heißt gegen den Geist der Revolution; das ist ein Anachronismus, doch wird das Gleichgewicht sich einstellen; eine Frage der Zeit und der geduldigen Mitarbeit. Wer könnte die Macht einer Idee besiegen? Alle Menschen vergehen, mögen sie auch die Tiara oder die Krone tragen; die Idee bleibt ewig, in der stets erneuten Geburt einer größeren Freiheit.“

An diesen Worten habe ich heute keine Silbe zu ändern; wer sie recht versteht, wird begreifen, warum ich den Vorwurf der Barbarei ebenso belächle, wie die Behauptung, Frankreich sei degeneriert! Immer wieder muss ich mich fragen: Wozu studieren denn die Menschen die Geschichte, wenn sie doch so kindisch schwatzen und hassen?

1681 hat Ludwig XIV., mitten im Frieden, mit scheinbarer Rechtsform, Straßburg besetzt; sieben Jahre später haben seine Heere die Pfalz verwüstet. Waren sie Barbaren, die Zeitgenossen eines Racine und eines Bossuet? — Und ist das Volk degeneriert, das, 1870 so fürchterlich geschlagen, jetzt seit drei Monaten dem besten europäischen Heere die Stirne bietet?

So muss ich denn zwei Wünsche aussprechen; klingen sie vielleicht „naiv“, so liegt die Schuld nicht an mir, sondern an denen, die sie so auffassen. Möchten doch die Deutschen einsehen, dass sie, trotz ihrer wirklich großartigen Kultur, noch Vieles von den Andern zu lernen haben; dass die politische Reife auch ein Stück Kultur ist, und nicht in Laboratorien hergestellt, sondern durch die Zeit erworben wird; und dass Europa nicht nach irgend einer — wenn auch so reingermanischen — Hegemonie, sondern nach Freiheit und Recht im Gleichgewichte strebt.

Und möchten auch die Franzosen, wenn sie siegen, nicht vergessen, was sie ihrem besseren Geiste schuldig sind! Da wollen sogenannte Historiker Deutschland auf den früheren Zustand (vor 1870) zurückführen? Wäre das auch möglich (was ich sehr zweifle), so wäre es ein Verbrechen gegen die Grundsätze der Revolution. Lassen wir doch ab von den alten Irrtümern der

Diplomaten, von den Vergewaltigungen der Machthaber. Die Gesetze der Geschichte kann man wohl verzögern, doch nie aufheben. Wer das Wort „Not kennt kein Gebot“ energisch ablehnt, der verpflichtet sich damit, für das Recht und die Freiheit aller Nationen einzutreten, in der sicheren Erwartung, dass eines Tags die Nationen Europas einander die Hände reichen werden.

Sie wurden nicht alle an demselben Tag geboren; sie kamen der Reihe nach, wie die Kinder einer großen Familie; und alle mit denselben Rechten; die Jüngeren holen die Älteren ein, die ihnen die Wege bahnten. Die Menschen vergehen, doch die Menschheit bleibt und verjüngt sich immer wieder, zu neuen Aufgaben, da es für jedes Grab, das sich schließt, eine neue Wiege gibt, an der die Mutter in die Zukunft schaut.

ZÜRICH

E. BOVET

□ □ □

UNSERE FINANZIELLE RÜSTUNG

Wer die Tage vom 27. Juli bis 3. August als kritischer Beobachter miterlebt wird zugeben, dass es schwer hält, ein unparteiisches Urteil zu fällen über die Vorgänge deren Zeugen wir alle gewesen sind. Obwohl unserm Land von keiner Seite der Krieg erklärt wurde und nichts darauf hindeutete, dass irgend ein Nachbar unsere Neutralität verletzen wolle, ist eine Verwirrung zu Tage getreten, wie sie in keinem kriegsführenden Lande in diesem Maße zur Erscheinung kam.

Geldthesaurierungen und Anhäufungen von Lebensmitteln sind in vom Kriege betroffenen Ländern gewöhnliche Erscheinungen, der Ausfluss übertriebener Ängstlichkeit, die unmittelbare Folge der ersten Panik. Gewöhnlich kehrt die Ruhe und Überlegung aber bald wieder ein. So war es der Fall in Deutschland sowohl als in Frankreich und Oesterreich. Was aber unser Schweizerpublikum und die zahlreichen Ausländer in dieser Hinsicht bei uns geleistet haben, geht schon ins Aschgraue, es hätte nicht schlimmer sein können in einem vom Feind bereits bedrohten Lande. Das was sich bei uns abspielte, war ein Rückfall in eine lächerliche Krähwinkelei, ein Vorgang, bei dem schnöder Egoismus mit krasser Unkenntnis moderner Wirtschaftstatsachen sich verband. Was für